

Konrad Fischer

Über das Muttersprachliche in der Kirchenmusik

*Ein Impuls für das Gespräch beim Kirchenmusikertreffen anlässlich der Bezirksvisitation
Ladenburg-Weinheim, 6.3.99, 9.30 Uhr, Heddesheim.*

Ein paar ganz ungeordnete Beobachtungen möchte ich an den Anfang stellen. Die erste: Jüngst fiel mir das Werbeblatt eines Medienmarktes in die Hand. Die prangende Überschrift: Jetzt ist Schluss mit selber Singen! Aber mitnichten, antworte ich. Jetzt fängt's überhaupt erst an!

Die zweite: Im Februar 1999 wurde im Fernsehen sonntags früh aus der Stadtkirche in Wittenberg (Luthers Predigtstätte) ein Gottesdienst zum Angedenken an den 500. Geburtstag Katharina von Boras übertragen. Selten hat mich ein geistliches Ereignis in unserer Televisionswelt so angesprochen wie dieses. Einer außerordentlich modernen Gottesdienstgestaltung verband sich in Gemeinde- und Chorgesang eine gottesdienstliche Musik, die vollständig der reformatorischen Tradition verpflichtet war. Quer durch die Generationen sang man sozusagen im hohen Ton evangelischer Kirchenmusik. Ich habe mich ganz und gar zu Hause gefühlt.

Die dritte Beobachtung: Die innerkirchliche Diskussion bewegt sich derzeit auf ein Thema zu, das uns auf die Jahrtausendwende hin allenthalben beschäftigen wird. Es geht um Mission und Evangelisation, um Kirchengliedschaft und Wertebindung. In einer von Geschichte her weithin protestantisch geprägten Gesellschaft sieht die evangelische Kirche das zwingende Erfordernis, sich im Ensemble der kulturellen Kräfte neu zu positionieren.

Letzte Beobachtung: Nicht selten wird in Kirchengemeinden die Abwesenheit der jüngeren Generationen beklagt. Die Jugend jenseits des Konfirmandenalters wie auch die Generation der jungen bis jüngeren Eltern, also die Generation der 30 bis 45 jährigen, sei nicht präsent. Das trifft zu, wenn man den Blick auf den wöchentlichen Gottesdienst fixiert. Es trifft nicht zu, wenn man die Perspektive weitet und das musikalische Geschehen zum Maßstab nimmt. Ich brauche nicht einmal auf die Kantoreien zu verweisen, in denen die jungen Leute das Bild bestimmen. Ich nehme eine durchschnittliche Kirchengemeinde wie unsere. Für Heddesheim zähle ich in fünf musikalischen Formationen (Kinderchor; Jugendband; Posaunenchor; Kirchenchor; Gospelchor) ca. 130 Aktive, von denen lediglich der klassische Kirchenchor mit ernststen Nachwuchsproblemen zu kämpfen hat. Ein besonderes Augenmerk verdient der vor

ca. drei Jahren entstandene Gospelchor. Hier sind in einer gemischtkonfessionellen Gruppe ca. 45 Mitglieder aktiv. Der Altersschwerpunkt liegt bei den 40jährigen, die Altersspanne bewegt sich zwischen einem Lebensalter von 15 bis 50 Jahren. Im Posaunenchor mit seinen ca. 35 Aktiven liegt der Altersschnitt noch einmal deutlich niedriger.

Vier ganz unsystematische Beobachtungen. Jetzt knüpfe ich daran vier ebenso unsystematische Behauptungen:

Die erste: Wo Glaube soziale Gestalt gewinnt, wird er Zeugnis. Das geschieht überall dort, wo Menschen aus eigenem Antrieb sich in eine kirchlich definierte Gemeinschaft einzeichnen. Schon die Teilnahme hat diesen Zeugnischarakter. In unseren musikalischen Gruppen dokumentieren die Menschen, dass sie eine Bindung zur Kirche haben, und sie dokumentieren, dass ihnen diese Bindung etwas wert ist. Wenn heute allenthalben dazu ermutigt wird, aus der Wertigkeit von Glauben und Kirche für die eigene Existenz auch im kirchenfremden Raum – also im Betrieb oder in sonst welchen Feldern gesellschaftlichen Lebens – keinen Hehl zu machen (vgl. hierzu die Entschließung der EKD Synode Leipzig 1999), so kann das kirchenmusikalische Feld nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der Satz: "Ich glaube an Jesus Christus" ist für das Alltagsgespräch ein schwieriger, ein nahezu unaussprechlicher Satz. Der Satz: "Ich singe im Kirchenchor", "Ich blase im Posaunenchor", "Ich bin im Gospelchor unserer Kirchengemeinde", "Ich spiele in unserer Jugendband" hat aber im Kern keinen wesentlichen anderen Inhalt und wird, wenn ich es richtig einschätze, auch auf der Stelle so verstanden.

Die zweite Behauptung: Kirchenmusik ist nicht beliebig. An dem, was im Raum der Kirche musiziert wird, macht sich deutlich, welcher Geschichte und welchen Inhalten sich kirchliches Leben verpflichtet weiß. Klänge bilden gewissermaßen eine eigene Sprache. Wo die Sprache der Klänge laut wird, erzählt sie immer auch ihre Geschichte mit. So dass ich jetzt, indem ich über die Bedeutung von Kirchenmusik nachdenke, zugleich etwas über die Bedeutung von Geschichte sagen muss. Kinder wollen von Eltern wissen, wie es früher war. Sie brauchen solche Unterrichtung, um sich ihrer selbst, u.d.h. letztlich: ihres eigenen Woher und Wohin zu vergewissern. Eltern erzählen dann auch. Sie erzählen es in der Sprache, die sie selber gelernt haben, und erzählen es dennoch auf der Höhe der Zeit, also in der Ausformung, die ihre eigene Muttersprache in den wechselnden Zeitläuften jetzt gewonnen hat. Ich mache es kurz und sage also: Es gibt auch Muttersprachen in der Kirchenmusik. Es ist nicht der niemals fixierbare Inhalt des einzelnen Klangebildes, sondern es ist die Geschichte, die sich diesem Klang

verbindet, die mir diese bestimmte Klangsprache eindeutig und identifizierbar macht. Das darf auf keinen Fall als Engführung und kirchenmusikalische Gängelei missverstanden werden. Grundsätzlich und sozusagen abstrakt gesehen, eignet sich jede musikalische Form als Gefäß von Frömmigkeit. Dennoch enthält die bestimmte Auswahl Referenzen und Verbindlichkeiten. Ihre Bestimmtheit vergewissert mich darüber, wo ich hingehöre.

Die dritte Behauptung: Musik mobilisiert. Anders als das Wort fordert sie die Gleichzeitigkeit von Artikulation und Bewegung. Deshalb eignet der Musik in hohem Maße ein gemeinschaftsstiftender Charakter. In dieser Hinsicht ist sie dem gesprochenen Wort eindeutig überlegen. Die Kirche, die mobilisieren will, ist deshalb ganz zentral musizierende Kirche.

Die vierte Behauptung: Musik ist eine menschliche Grundbegabung wie die Sprache. Deshalb ist sie vom Grundsatz her an kein Lebensalter gebunden. Das Mobilisierende der Musik ergreift aber u.U. junge Leute entschieden leichter und unmittelbarer, als dies bei fortschreitendem Alter der Fall ist. Vor allem hier, scheint mir, liegt das Recht und, wenn man so will, geradezu das Erfordernis, Elemente der musikalischen Popkultur im kirchlichen Musizieren intensiv zu nutzen. Andererseits ist es von der vorgetragenen Grundüberlegung her zugleich keineswegs verwunderlich, dass auch das, was ich vorhin das Muttersprachliche in der Kirchenmusik genannt habe, also die vor der Tradition anspruchsvolle kirchenmusikalische Gestaltung, für unsere jungen Leute hohe Attraktivität besitzt. Junge Leute – ich sage das ganz verknüpft – singen oder musizieren ausgesprochen gerne die aller anspruchsvollsten kirchenmusikalischen Materialien. Und in beidem wiederum – also sei es in der Nutzung popmusikalischer Elemente, sei es im Mitmusizieren der kirchenmusikalischen Muttersprache – geschieht das, was allenthalben in der Kirchenmusik geschieht, nämlich die non-verbale Kommunikation von Frömmigkeit.

Was folgt daraus? Für mich folgt daraus, dass die kirchenmusikalische Arbeit in unseren Gemeinden Anspruch auf höchste Priorität machen kann und muss. Was dem entgegensteht – mentale, materielle und personelle Bedingungen wären hier zu erörtern -, kann ich jetzt nicht mehr ausführen. Aber ich bin gewiss, dass in den mancherorts noch an dörfliche Vergangenheit erinnernden Stadtumlandgemeinden, wie sie nicht nur für den Kirchenbezirk Ladenburg-Weinheim, sondern für weite Bereiche der badischen Landeskirche bestimmend sind, die allerergiebigsten Entwicklungspotentiale liegen.